



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

66. JAHRGANG – HEFT 4
JULI/AUGUST 2014

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

JULI/AUGUST 2014

INHALT

DIE GOTTESFRAGE

Kurt Bangert: Glauben an einen Gott, den es nicht gibt?	85
Gerd Hochländer: Weltbilder und Gottesbilder	86
Manfred Pohl: Die Frage nach Gott	91
Andreas Rössler: Christlicher Aufklärer und Meisterphilosoph	99
Buchbesprechungen	103
Leser-Echo	109
Termine	III
Einladung zur Mitgliederversammlung des Bundes	III

Zweimonatsschrift

des *Bundes für Freies Christentum e. V.*
Internet:
www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms
E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672, Fax - 7655619
E-Mail: info@bund-freies-christentum.de

Druck

DCC Kästl,
Schönbergstraße 45-47
73760 Ostfildern

Anschriften der Autoren

Gerd Hochländer
Auf'm Gräverich 9
56179 Vallendar
Email: ghochlaender@web.de

Prof. Dr. Manfred Pohl
Frankfurter Zukunftsrat e.V.
Geleitsstraße 14
60599 Frankfurt am Main

Dr. Andreas Rössler
Oelschlägerstraße 20
70619 Stuttgart

Schriftleitung

Kurt Bangert
Mondorfstraße 39
61231 Bad Nauheim
Telefon 06032 / 92 52 050
E-Mail: bangertkurt@gmail.com

WORT DES SCHRIFTFLEITERS

Glauben an einen Gott, den es nicht gibt?

Ein freies Christentum setzt sich nicht nur mit allgemeintheologischen Fragen auseinander, sondern sieht sich auch immer wieder mit der zentralen Frage der Theologie, der Gottesfrage, konfrontiert. „Ist da jemand?“ titelte diesen Monat Der Spiegel, der damit auf seine Titelgeschichte verwies, die sich mit der Frage befasste, ob Religion noch des Glaubens an einen Gott bedürfe.

Am 26. Mai fand in Frankfurt am Main im Hause der Bankiersfamilie Metzler ein „Zukunftssymposium“ statt, ausgerichtet vom Frankfurter Zukunftsrat, einer Denkfabrik namhafter Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und der Wissenschaften, die sich für eine zukunftsfähige Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in Deutschland und Europa einsetzen. Neben Vorträgen über Bildungsfragen, die europäische Politik (tags zuvor hatte die Europawahl stattgefunden) und Fragen der Finanzpolitik hielt Prof. Dr. Manfred Pohl, Vorsitzender des Zukunftsrates, vor einem erlauchten Publikum ein Referat mit dem überraschenden Titel „Wer oder was ist Gott?“, den wir mit freundlicher Genehmigung des Referenten in diesem Heft auszugsweise abdrucken. Der Historiker und Volkswirt Pohl behandelte den Zusammenhang zwischen Kultur und Religion und bot eine ungewöhnliche Gottesdefinition an, die allerdings im Anschluss kontrovers diskutiert wurde. Zu „naturalistisch“ (so die Religionsphilosophin Saskia Wendel), zu „hardware-lastig“ (so der Philosoph Peter Sloterdijk) sei Pohls Gottesdefinition. Warum dann nicht gleich ganz auf den Gottesbegriff verzichten? Religiöse Beschreibung verschließe sich einer naturalistischen Sichtweise. Von Gott könne man nur in analoger Weise sprechen, gehe es bei der Gottesfrage doch darum, etwas von jener Wirklichkeit zu erfassen, die uns normalerweise nicht zugänglich sei. Entscheidend für den Zukunftsvisionär Pohl war jedoch nicht so sehr die von ihm angebotene Antwort auf die Gottesfrage, sondern die von ihm empfundene dringende Notwendigkeit, die Diskussion zur Gottesfrage im dritten christlichen Jahrtausend neu zu entfachen.

Neben Pohls Artikel bringen wir auch den überaus lesenswerten Aufsatz des Religionspädagogen Gerd Hochländer, der eine ganz andere Antwort auf die Gottesfrage gibt, die zwar auch die heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse berücksichtigt, aber weniger „hardware-lastig“ erscheint. Zu diesem Thema passt dann auch der Aufsatz von Andreas Rössler über den Tübinger Theologen und Philosophen Eduard Zeller, dessen 200. Geburtstag wir in diesem Jahr feiern und dessen kritische Theologie und universale Religionsphilosophie ihn auch an die Gottesfrage heranführte. Den Leserinnen und Lesern wünsche ich eine angeregte Lektüre. □

Kurt Bangert

WELTBILDER UND GOTTESBILDER

Wie wir angesichts unseres heutigen naturwissenschaftlichen
Weltbildes Gott neu denken können

Unsere traditionellen Gottesbilder basieren zu einem wesentlichen Teil auf unseren altberbrachten Weltbildern. Und weil unsere alten Weltbilder nicht mehr tragfähig sind, sind auch unsere Gottesbilder ins Wanken geraten. Worauf wir ein modernes Gottesbild gründen, hängt weitgehend davon ab, welches Weltverständnis und auch welches Wirklichkeitsverständnis wir heute haben.

Unser Wirklichkeitsverständnis

Was ist *Wirklichkeit*? Etwa nur das, was wir sehen, fühlen, schmecken, riechen oder hören? Oder auch das, was wir daraus entnehmen, also *interpretieren* und mit anderen im Gehirn gespeicherten Erkenntnissen abgleichen? Oder ist auch das wirklich, was wir nicht mehr durch die Sinne wahrnehmen, etwa die Bestandteile eines Atoms, der Inhalt einer erzählten Geschichte, Erinnerungen an frühere Zeiten, Baupläne der Architekten, Theorien? Und wenn das auch wirklich ist, gibt es unterschiedliche Wirklichkeiten oder nur eine einzige Wirklichkeit? – Wir sehen: je unanschaulicher, je weiter weg von der direkten, sinnlichen Erfahrung etwas ist, umso unsicherer wird unser Urteil über die jeweilige Wirklichkeit, die Art und den Grad dieser Wirklichkeit. Beispiele zur Erläuterung:

- Sind *elektromagnetische Wellen* auch Materie? Was ist eigentlich *Materie*? Das Standardmodell der heutigen Physik differenziert die Materie in 61 Elementarteilchen, wie z. B. das im Jahr 2012 nachgewiesene Higgs-Boson, von Journalisten fälschlich auch „Gottesteilchen“ genannt. Welche Art von Wirklichkeit haben „materiellose“ Gravität, Energie oder Information? Sind das alles auch seinsmäßige Entitäten, Wirklichkeiten oder nur Messergebnisse anhand von Modellen?
- Was ist eigentlich das *Leben*, und was oder wo ist sein Zentrum, der „Sitz des Lebens“ eines Einzellers, einer Pflanze, eines Baumes, eines Wurms, eines Menschen? Sitzt das Leben bei uns Menschen im Gehirn, im Herz, in den Nervenzellen? Mein zehnjähriger Enkel lernte die fünf Merkmale einer lebenden Zelle auswendig. (In meiner Jugend unterschieden wir nur drei Merkmale.) Aber was das Leben einer Zelle ist, konnte ihm niemand erklären; noch viel weniger, die Wirklichkeit des *Bewusstseins*, das Ich.

- Ähnlich ungenau ist es auch mit dem Wirklichkeitsgehalt von *abstrakten Begriffen* und *gedanklichen Vorstellungen* wie Liebe, Gerechtigkeit, mathematische Axiome, Schuld, Ehre, Stolz, Anstand, Geist, Gott usw.

Schon unsere *sinnliche Wahrnehmung* ist stark eingeschränkt (Tiere nehmen mehr oder anderes wahr als wir. Elektromagnetische Wellen sehen wir nur im engbegrenzten Bereich als Lichtstrahlen, fühlen sie bei einem Stromschlag oder als Wärmestrahlung), darüber hinausgehende *Erkenntnisse* und *erdachte Vorstellungen* veranschaulichen wir mit Hilfe von Bildern, Metaphern, Vergleichen etc. Diese helfen uns auch zu begreifen, was über unser Denken in den Dimensionen von Raum und Zeit hinausgeht (z. B. die Frage: Was war vor dem Urknall? Oder: Wohin dehnt sich das sich rasend schnell expandierende Weltall eigentlich aus, wenn es keinen Raum außerhalb des Alls gibt?) Erst recht beim Thema „Gott“ versagen alle unsere Parameter, erdachten Begriffe, Vorstellungen und Analogien.

Unser Weltverständnis heute

Astrophysiker und -mathematiker konfrontieren uns heute mit folgenden Erkenntnissen: Vor 13,8 Milliarden Jahren hat sich nach der sogenannten *Inflationstheorie* „aufgeblähte“ materielose Energie durch eine Vakuumfluktuation in Materie und Antimaterie entladen und sich bis auf 4-5% gegenseitig wieder zerstört; die Rest-Materie macht das heutige Universum aus. Nach einer anderen Theorie ist das Universum eine „Energieblase, die geplatzt ist“ in einem *Multiversum*, in dem sich wie in einem Schwamm viele Universen überlagern – mit bis zu elf Dimensionen und mit ganz eigenen und von unserem Universum abweichenden Gesetzmäßigkeiten. Auch die Stringtheorie kommt ins Spiel. Ein Gott kommt bei der Verursachung des Urknalls, des Big Bang, nicht vor: Das Universum hat sich sozusagen aus dem Nichts erschaffen.

Ein Ur-Ur-Anfang vor dem jetzigen Universums ist wissenschaftlich weder denk- noch erklärbar und auch nicht nötig anzunehmen, doch auch nicht auszuschließen, genauso wenig wie ein zeitliches Ende des Universums in einem sogenannten Kälte- oder Hitzetod („big crunch“) oder ein Kollabieren mit anschließendem Neuanfang ausgeschlossen werden kann. Die Hypothese „Gott“ ist in diesen Theoriegebäuden jedenfalls nicht mehr haltbar. Kein Gott hat die Welt erschaffen, sie ist aus sich selbst heraus entstanden, und kein Gott greift in die Geschehnisse der Welt ein, sondern sie entwickelt oder zerstört sich nach den in ihr wirkenden Kräften und Elementen. Gott ist weder der Schöpfer noch der Erhalter des Kosmos. Er wird bei diesen naturwissenschaftlichen Weltentstehungshypothesen nicht länger benötigt.

Die alten Gottesbilder

In biblischer Zeit entwickelten, erweiterten und unterschieden sich die Götter- und Gottesvorstellungen entsprechend den damaligen Welterfahrungen; aber immer im Rahmen des vorherrschenden Denkens innerhalb von Raum und Zeit, was aus heutiger Sicht – zugegeben – oft etwas naiv erscheint, etwa, wenn man sich Gott als alten Mann mit Bart vorstellte, der vor rund 4–5000 Jahren die Welt aus dem Nichts erschuf und sie seither regiert.

So etwa dachte man zur Zeit Jesu, und so dachte wohl auch Jesus selbst: Gott thront wie ein König hoch über uns in seinem Himmelreich, wir leben auf der Erde, und unter uns befindet sich das Reich des Bösen. Jesus glaubte sogar noch, das Endgericht Gottes sei ganz nahe. So in Mk 9,1: „Wahrlich, ich sage euch: Von denen, die hier stehen, werden einige den Tod nicht erleiden, bis sie gesehen haben, dass das Reich Gottes in seiner ganzen Macht gekommen ist.“ (Vgl. auch Lk 9,27 und Mt 16,28). Aber – und das war zu Jesu Zeit revolutionär neu und ist bis heute einzigartig – er nennt den unbegreiflichen, himmlischen Gottkönig auch „Abba, mein und euer Vater“. Das war ein neues, entscheidend anderes Gottes-Bild. Für Jesus und seine Anhänger war Gott auch ein *Vater*; Jesus lehrte seine Jünger das „Vater unser“ zu beten, und er selbst wurde von seinen Anhängern als „Sohn Gottes“ verehrt. In der damaligen Gottesvorstellung sieht Gott uns zu, spricht zu und mit uns, direkt oder durch seine Boten, er ist hinter uns, vor uns, mit uns, in uns; er zeigt sich dem Menschen im Feuer (vgl. Moses und der brennende Dornbusch), im säuselnden Wind (Elia am Horeb), in der Hostie etc. Er ist Geist, ist überall. Und – er ist allmächtig. Auch deshalb muss ich mich nach seinem Willen ausrichten, um seine Gunst nicht zu verlieren, damit er mir jetzt beisteht und mich am Ende zu sich in sein Reich aufnimmt.

Dieses vorwissenschaftliche, theozentrisch-theistische Gottesbild samt dem ihm zugrunde liegenden geozentrischen Weltbild mit seinem naiven, auf dem Augenschein gegründeten Denken ist heute jedoch völlig weggebrochen.

Heutige Gottesbilder

Was aber bleibt, wenn die antiken Welt- und Gottesbilder zerbrochen sind, auf die unsere (mono)theistischen Religionen setzen? Was machen wir nach dem Befund der Wissenschaftler? – Entweder wir verzichten auf unhaltbare Vorstellungen von Gott oder wir versuchen, *Gott neu zu verstehen und den Gottesbegriff ganz anders zu definieren*, ihn jedenfalls *von den jeweiligen Weltbildern abzukoppeln* und das in die heutige Zeit hinüberzuretten, *was wir von den alten Überlieferungen unbedingt erhalten wollen oder müssen*.

Was Gott *nicht ist* oder *nicht sein kann*, lässt sich mit und auch schon ohne Astrophysik sagen: nämlich alles das, was irgendwie messbar und der Wissenschaft zugänglich ist. Gott können wir nicht sinnlich begreifen und ihn uns auch nicht einmal ansatzweise vorstellen. Es gibt also keine *analogia entis*,¹ sondern bloß eine *theologia negativa*.² Das ist nicht nur so, weil unsere Sinne zu stumpf sind (wir können uns leider nur etwas vorstellen, was sich innerhalb der drei Dimensionen des Raumes und der Zeit als vierter Dimension abspielt), sondern auch, weil Gott kein Objekt des Universums ist, also nicht empirisch nachgewiesen werden kann. Sogenannte „Gottesehrfahrungen“ sind somit immer interpretative Erlebnisse, Akterfahrungen, niemals direkte Seinserfahrungen Gottes.³ Zu sagen, wer und was Gott wirklich ist, und seine Eigenschaften inhaltlich beschreiben zu wollen, ist demnach Unsinn (obgleich Theologen genau dies in den sogenannten „Gottbeweisen“ und im Vaticanum I versucht haben.)

Gleichwohl muss es unabhängig von unserem Universum eine *alles umfassende Wirklichkeit* geben, die nicht gleichzeitig Objekt innerhalb unseres Universums sein kann. Es muss eine Art *Urgrund alles Seins* geben. Dieser Urgrund oder Seinshintergrund gibt allem, was ist, war, noch wird oder werden könnte erst seinen Sinn. Ein solcher *Sinnhintergrund* ist notwendig und unverzichtbar, sonst gäbe es überhaupt kein Sein, kein Universum, überhaupt gar nichts. Gott, so könnte man sagen, ist *der absolute Sinn von allem*. (Ob und wie sich das bestehende Universum dann weiter entwickelt, das bestimmen die in ihm wirkenden Kräfte und Elemente, so wie sie die Astrophysiker und -mathematiker zu beschreiben versuchen, um sie noch besser zu verstehen.)

Man könnte also sagen, dass *Gott als der Sinnhintergrund* (sozusagen als „Geist Gottes“) die Entwicklungen des Universums begleitet. Warum das? Aus Liebe. Aus Liebe im weitesten Sinne verstanden, nämlich zu allem, was entsteht, zu allem Sein und Werden und zu allen Geschöpfen, die es jemals gab oder geben wird. Anthropomorph gesprochen, also verkürzt menschlich und unvollständig formuliert, kann man sagen: Gott kann nur als das Gute, als die Liebe schlechthin ‚definiert‘ werden, weil nur so das, was ist und was geschieht – einschließlich meiner selbst – überhaupt einen Sinn erhält. Wenn wir genau hinschauen, erkennen wir neben vielem, uns völlig sinnlos Erscheinendem auch sehr viel Sinnvolles in dieser Welt. Das kündigt von Gottes Sein, als die Zuwendung, der Liebe zu allem schon Sinnhaften. Alles schon Sinnhafte *reflektiert* Gott, ohne dass das Spiegelbild

1 *Analogia entis*: die Theorie, nach der wir uns von Gott eine (wenn auch begrenzte) Vorstellung machen können, wenn wir Analogien aus der uns bekannten Welt heranziehen.

2 *Theologia negativa*: die Theorie, dass wir von Gott nur in verneinender Sprachform reden können.

3 Vgl.: G. Hochländer: Von Gott im 21. Jahrhundert, S. 17, unter: www.ghochlaender.de/Themen/Religiosität-Religion.htm

selbst identisch mit Gott ist. Gott selbst bleibt unerkennbar und völlig außerhalb und unabhängig vom Universum. Sonst wäre er ja ein Teil davon und damit prinzipiell durch Wissenschaft nachweisbar. Er wäre auch der Letztverantwortliche für alles, also auch für alle Fehlentwicklungen, Katastrophen und für das entsetzlichste Leid. So aber lässt sich sagen: Die Evolution des Universums ist auch eine Evolution auf Gott hin.

Welche Bedeutung hat dieser Gott als Sinnhintergrund von allem Sinnhaften für uns? Oder anders gefragt: Was können, was müssen wir tun, um diesem Gott ein Stück näherzukommen, wenigstens seinem Spiegelbild?

Antwort: Wir machen das ähnlich wie oben dargestellt bei der Materie, dem Leben, dem Urknall, den abstrakten Begriffen und wie mit allem, nicht direkt Begreifbaren: Wir reduzieren, transponieren das Nichtvorstellbare auf unsere Verstehens- und Begriffsebene herab, um es mit unserem eingeschränkten raumzeitlichen Denken in Einklang zu bringen. Und wie eh und je können wir dann sagen: „Gott spricht mit mir“ oder: „Ich bete zu ihm“; wohl wissend, dass Gott keine Person sein kann, sondern dass ich „nur“ in mich hineinhorche, meditiere, mir das Bild des persönlichen Gottes figuriere. Dennoch, solche „Gotteserlebnisse“ und „Gotteserfahrungen“ dringen tief in mich ein, werden Teil meiner persönlichen *Wirklichkeit* und meiner *Wahrheit*.

Mehr noch: In unserer religiösen Sprache und unserem rituellen Kult übernehmen wir sogar viele alte, heute faktisch falsche Bilder und Vergleiche, aber vor dem Hintergrund eines neuen Gottesverständnisses und im Bewusstsein, dass es „nur Bilder“ sind. Bilder mit der Wirklichkeit zu verwechseln und sie anzubeten, war eigentlich schon in den Zehn Geboten untersagt (Dtn 5,7-9). Aber wenn wir ihre darin enthaltene Wirklichkeit erkennen und das gewaltige geistige Erbe der früheren Zeiten – einschließlich der Botschaft Jesu von Nazareth – verstehen wollen, müssen wir sie neu zu interpretieren, entmythologisieren lernen, sind sie doch Veranschaulichungen einer unbegreiflichen, wunderbaren Wirklichkeit, der wir den Namen ‚Gott‘ geben.

Gerd Hochländer, Dipl. Theol. und Gymnasiallehrer i.R.

*„Gott ist eine unendliche Kugel:
ibr Mittelpunkt ist überall, ihr Umfang ist nirgends.“*

Buch der 24 Philosophen⁴

4 Die zweite Definition, zitiert nach: *Was ist Gott? Das Buch der 24 Philosophen*. Erstmals übersetzt und kommentiert von Kurt Flasch, C.H.Beck: München 2011. Lateinisch: „Deus est sphaera infinita cuius centrum est ubique, circumferentia nusquam.“

DIE FRAGE NACH GOTT

Der Zusammenhang von Kultur und Religion

Die Frage nach Gott hat zu allen Zeiten die Menschen beschäftigt, nicht nur Religionsgründer, Philosophen und Schriftsteller. Fest steht, dass die Frage nach Gott und der Religion zu den Grundfragen, ja, zu den Entscheidungsfragen der menschlichen Entwicklung gehört.

Religion und Kultur prägten von Anbeginn die Lebensformen der Menschen, basierend auf Symbolen und Ritualen, aber auch auf Illusionen. Bis ins Zeitalter der Kommunikations- und Informationstechnik, der globalen Aufklärung schlechthin, in der alles offen liegt, es keine Geheimnisse mehr gibt, Verstand, Emotion und Handlung sich gegenseitig stimulieren, zusammenführen oder trennen, dominieren Religionen immer noch weite Bereiche des menschlichen Zusammenlebens.

Vor allem für die drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam können vier Kriterien festgeschrieben werden, die aber auch in einigen markanten Teilen für den Buddhismus und Hinduismus zutreffen:

1. Alle heute existierenden dominanten Religionen wurden von Männern erfunden und ausgestaltet. Männer prägten die Religionen und Kulturen und schufen Herrschaftsstrukturen, in denen sie Wertesysteme festlegten und Zukunft bestimmten.
2. Nicht nur die Erfinder der bestehenden Weltreligionen waren Männer, auch der jeweilige Gott selbst war männlich: Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist, Allah, Jahwe usw.
3. Gerade die drei monotheistischen Religionen wurden auf dem Prinzip des „Alleinseligmachens“ begründet – gleichzeitig das Alleinstellungsmerkmal. Hierdurch wurde jede Form von Autoritätsgläubigkeit und Traditionsbewusstsein verfestigt.
4. Frauen spielten und spielen bis heute in allen Religionen keine oder höchstens eine untergeordnete oder dienende Rolle. Dabei ist die Bandbreite sehr groß: von Gleichstellung (oft allerdings nur auf dem Papier), dem Verbot, religiöse Ämter auszuüben, bis hin zur Verweigerung des Schulbesuchs und Tötung oder Vergewaltigung ohne rechtliche Folgen.

Alle vier Feststellungen sind rassistisch, autoritär und sexistisch-chauvinistisch. Das muss in dieser Deutlichkeit gesagt werden, um alle weiteren historischen Entwick-

lungslinien, aber auch die modernen Erkenntnisse der Naturwissenschaften, der Neurobiologie, der Geisteswissenschaften oder der Informations- und Kommunikationswissenschaften in einem zukunftsorientierten Kontext zu verstehen. Es bleibt die Frage, warum Männer Gott erfunden und die Religionen so gestaltet haben, dass sie die Vorteilsnehmer und die Frauen die Verlierer waren und sind. Vielleicht haben Männer Gott und die Religionen nur erfunden, um die Frauen zu beherrschen. Aber das klingt zu banal und verallgemeinernd und dennoch glaube ich, dass ein gehöriger Funke Wahrheit in dieser simplen Feststellung liegt.

Aus den vorangegangenen vier Feststellungen folgern vier Forderungen:

1. Eine Neudefinition des Gottesbegriffes auf der Basis der heute feststehenden wissenschaftlichen Erkenntnisse.
2. Herausarbeitung eines geschlechtsunabhängigen Gottesbegriffs.
3. Akzeptanz und Toleranz aller Lebensformen von Religionen und Kulturen.
4. Beendigung der evolutionsgeschichtlichen Entwicklung der Herrschaftsstruktur Mann sowie die Durchführung eines gleichberechtigten Miteinanders von Frau und Mann.

Jede Kultur und Religion hat ihre eigene Geschichte, ihre Mythen, wie der Mensch „geboren“ wurde. Diese „Geschichten“ wirken bis heute nach und bestimmen das Zusammenleben der Menschen. Diese Geschichten sind das Elixier einer jeden Religion, quasi die Autorisierung von oben, unantastbar und authentisch. Vielleicht war es eine höhere Macht, eine Gottheit, die den Menschen erschuf. Oder war es ein langwieriger Evolutionsprozess? Welcher Definition wir auch immer zustimmen, es bleibt die Frage, wie per natürlicher und sexueller Selektion ein kulturfähiges Wesen entstehen konnte, bei dem Kultur zum natürlichen Rüstzeug gehörte, wie der Evolutionsbiologe Hubert Markl es formulierte.

Vielleicht fand im Hirn eines Primaten ein Neuronen-Crash, ein Spirit-Crash, von einzigartiger und einmaliger Art statt, was zur Folge hatte, dass durch sexuelle Fortpflanzung über Millionen von Jahren das Geistige im Materiellen entstand, Geist und Materie eins wurden. Ein Prozess begann, ein Spiel der Neuronen setzte ein, das nach jeder Zeugung unaufhaltsam neue höhere kognitive Leistungen komplexer Gehirne hervorbrachte. Der Fantasie und der wissenschaftlichen Begründung sind keine Grenzen gesetzt. Aber durch diese naturwissenschaftliche Sichtweise wurde das historische Band zwischen Religion und Biologie zerrissen. Alles Leben in seiner Schönheit und Vielfalt basierte plötzlich nicht mehr auf einer bewussten, intelligenten oder göttlichen Absicht, sondern war lediglich das Produkt immer wieder neu kombinierter Nukleotidbasen, aus denen sich der genetische Code der DNA zusammensetzt. Gehirn und Geist sind untrennbar miteinander verknüpft, d.h., dass

jede geistige Funktion im Hirn von spezialisierten neuronalen Schaltkreisen in verschiedenen Hirnregionen durchgeführt wird. Jedenfalls spielen die Neuronen (und logischerweise auch ihre Verschaltungen) in der Evolutionsgeschichte eine entscheidende Rolle bei den Entscheidungsprozessen, Sinneseindrücken, bis hin zur Sprache. Die Entwicklung eines leistungsfähigen Gehirns dauerte jedenfalls über zwei Millionen Jahre, bis sich in der Hominisation persönliche und soziale Verantwortung und Moral, die Unterscheidung von Gut und Böse, entwickelten, auch das Bewusstsein von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Als die Menschen sesshaft wurden, Land bebauten, das Besitz darstellte und durch Grenzen festgelegt war, musste Recht gesprochen werden, mussten die notwendigen Arbeitsgeräte neu erfunden und weiterentwickelt werden. Der Staat mit seiner Herrschaftsstruktur musste verteidigt werden. Waffenherstellung und Kriege erreichten eine neue Qualität, die ausschließlich von Männern geprägt wurde. Götter oder ein Gott konnten hierbei wesentlich zur Begründung eines Feldzugs oder Motivation der Krieger beitragen. Herrschaftsgewalt – konkret: Herrschaft der Männer – zeigte sich aber auch in der Architektur. Gerade auf diesem Gebiet wurden großartige Leistungen vollbracht. Fest steht, dass mit der Gründung von Religionen – gleich ob nun monotheistisch oder als ein gut organisiertes Götterwesen – und der Gründung von Staaten und Städten die Welt eine neue Entwicklung nahm. Ein in Phasen ablaufender Kulturschub war die Folge.

Es scheint, dass um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. in der Entwicklung der Menschheit ein neues Zeitalter anbrach, eine neue Qualität das Denken der Menschen bestimmte. Es entstand eine wissenschaftliche Betrachtung der Dinge. Die Frage nach dem Ursprung der Welt, dem Dualismus zwischen Materie und Geist und nicht zuletzt die Frage nach Gott veränderten Denken und Handeln der Menschen. Hierbei dominierte das *antike Modell*, das alle anderen Kulturen überstand und erheblichen Einfluss auf die Entwicklung des christlichen Abendlandes ausübte. Setzte mit dem athenischen Staatsmann, Reformier und Poeten Solon im 6./5. Jahrhundert v. Chr. jene antike, abendländische Kulturepoche ein, die sich einer Kontinuität von 2000 Jahren erfreute – ein Zeitraum, der bedeutend länger andauerte als alle anderen Kulturepochen –, so leitete diese Epoche hinüber in ein weiteres Erfolgsmodell, das mit der Erfindung des Buchdrucks durch den Mainzer Johannes Gutenberg um 1436 n. Chr. und der Dampfmaschine durch den Engländer James Watt 1639 n. Chr. eine Ära einleitete, die in immer dichteren Zeitintervallen Erfindungen hervorbrachte, die in den nachfolgenden 300 Jahren das Leben der Menschen völlig veränderten.

Es gibt in dieser abendländisch-europäischen Entwicklung aber auch entscheidende Zäsuren: Die Pest um die Mitte des 14. Jahrhunderts schwächte den Glauben an die Allmacht Gottes und an die Institution Kirche erheblich. Die Wissenschaft

strebte nun nach neuen Erkenntnissen. Das 15. Jahrhundert war geprägt von zahlreichen Erfindungen, neuen astronomischen Berechnungen und Seefahrten, die den Erdball neu definierten. Der Versuch, alles zu ergründen und nichts unversucht zu lassen, um in neue Dimensionen vorzustoßen, prägte den Beginn einer neuen Epoche – der „Neuzeit“. Dabei waren es nicht nur die weltbewegenden und weltverändernden Ereignisse wie die Erfindung des Buchdrucks oder die Entdeckung Amerikas, die zukunftsweisend waren. Überall wurde geforscht, getüftelt und experimentiert. Anton Pohl baute eine 15 m hohe astronomische Kunsthöhle am Rathaus von Olmütz mit Datumsangabe, Mondphasen, Planetenstand, Orts- und Sternzeit, Glockenspiel und vielen beweglichen Figuren. Der italienische Techniker Johannes Fontana skizzierte einen Torpedo mit Raketenantrieb und einen Selbstfahrer durch Seilantrieb. In China wurden Handfeuerwaffen konstruiert, die es aber schon lange zuvor gegeben haben muss. Nikolaus von Kues erkannte die Achsendrehung der Erde. Leonardo da Vinci beschrieb die *camera obscura*, die linsenlose Lochkamera. Seine Zeichnungen zu zahlreichen technischen Problemen kennzeichneten die neue Wissenschaftsära und skizzieren ein permanentes Anklopfen an die Erfindungen der Zukunft. Die Buchdruckkunst breitete sich rasch aus. Von 1445 bis 1500 entstanden über 1000 Druckereien in Europa mit über 35 000 Druckerzeugnissen. Der Zugang zum Wissen der Welt, allerdings fast ausschließlich für Männer, ist wohl die epochenwichtigste Erfindung und die Voraussetzung für Freiheitsbewegungen, Verbreitung von wissenschaftlichen Schriften, die für alle den gleichen Inhalt auswiesen, aber auch Menschen aus allen Schichten erreichten, die zunächst lesen lernen mussten. Die Seefahrten eines Kolumbus, eines Vasco da Gama und vieler anderer führten nicht nur zur Entdeckung der Neuen Welt, sondern veränderten das bisher bestehende Weltbild grundlegend. Hierzu passt nahtlos das neue Weltbild des Kopernikus: Die Erde dreht sich mit den anderen Planeten um die Sonne. Das 15. und 16. Jahrhundert veränderte die Sichtweise des Universums nachhaltig. Der Aufbruch in eine neue Zeitdimension hatte begonnen. Auch soll hier vermerkt werden, dass vor allem Männer die Protagonisten dieser Entwicklungen waren.

Vergessen wird häufig, dass Männer allein schon auf Grund ihrer körperlichen Ausprägung, ihrer physischen Kraft, Frauen überlegen waren und sind. Diese körperliche Überlegenheit wurde von Männern in der gesamten bisherigen Menschheitsentwicklung ausgenutzt. Sie gingen jagen und beschützten die Familie oder die Gemeinschaft. Sie führten Kriege und stählten sich in Wettkämpfen. Vergewaltigungen in Familien und Massenvergewaltigungen in Indien und anderen Regionen der Welt sind wesentlich durch die körperliche Überlegenheit der Männer möglich.

Sicher ist die Evolution abhängig von der Umwelt, der Selektion und Sozialisation, die das Gehirn unaufhörlich verändern, aber auch ein Quantensprung in der Kultur-

fähigkeit des Menschen ist denkbar. Zweifelsohne gibt es im Gehirn eine *kollektive neuronale Progression*, deren Basis auf verschiedenen Faktoren beruht, wie zum Beispiel der kulturellen Kontinuität und Nachhaltigkeit. So hatten die Römer große Bereiche der griechischen Kultur in ihre Kultur integriert und so neue Impulse verliehen. Das Christentum wiederum erneuerte und festigte das antike Denken, setzte aber seine eigenen Lehren durch. Kontinuität und Nachhaltigkeit führten in neue Dimensionen, immer schneller mit immer neuen Produkten und Dienstleistungen. Beschleunigung und Geschwindigkeit wurden zu bestimmenden Faktoren. Jedenfalls scheint sich die kognitive Leistungsfähigkeit des Gehirns allen Veränderungen durch eine ständige Weiterentwicklung anzupassen.

Es muss bestimmte Faktoren geben, die auf neuronale Verschaltungen und die auf ihnen basierenden Erregungsmuster einwirken, genauso wie kulturelle Verabredungen und soziale Interaktionen. Es muss einen „Neuronalen Multiplikator-Effekt“ (NME) geben. Das bedeutet, dass Beschleunigung und Geschwindigkeit in der Evolution des menschlichen Gehirns eine tragende Rolle spielen. Aber wie funktionieren diese neuronalen Mechanismen? Wie ist es zu erklären, dass neuronale Aktivitäten innerhalb eines physikalisch-biologischen Systems plötzlich eine völlig neue Dimension entwickeln und eine technologische Erfindung, wie Buchdruck oder die Dampfmaschine, nicht eine Einzelinnovation blieb, sondern eine Kette von Innovationen, Erfindungen und Erkenntnissen nach sich zog? Vielmehr noch, dass es eine Anhäufung von politischen, ökonomischen, sozialen, technologischen und kulturellen Neuentdeckungen gab, die aufeinander abgestimmt eine völlig neue Form menschlichen Zusammenlebens hervorbrachten? Aber damit nicht genug: Schließlich folgten in immer kürzeren Zeitabständen Innovationen und Erfindungen, die jede für sich einen Quantitäts- und Qualitätssprung in der Kulturgeschichte der Evolution beanspruchen können. Es gibt in den einzelnen Regionen des Gehirns Mechanismen und Weiterentwicklungen, die nicht nur den Menschen in die Lage versetzten, einen Steinkeil zu formen, ein Haus zu bauen, zu sprechen oder zu schreiben; somit muss es Mechanismen „neuronaler Beschleunigung“ geben.

Bei alledem bleibt die Frage unbeantwortet, warum sich in der Entwicklung des Menschen die Religion herausbildete sowie ein dualistisches Verständnis von Materialismus und Idealismus, Leib und Seele, Welt und Gott. Aber gilt dieser Dualismus heute noch?

Vor allem die Naturwissenschaften und insbesondere die Neurowissenschaften haben das dualistische System in Frage gestellt. Dualistische Weltmodelle können die zentrale Frage nicht beantworten, wann im Laufe der Evolution oder der Individualentwicklung das Geistige vom Materiellen Besitz ergriffen hat. Hirnforscher wie Wolf Singer und Gerhard Roth behaupten, dass Entscheidungen vom Gehirn

getroffen werden, also auf neuronalen Prozessen beruhen.⁵ Hierbei stützen sie sich auf die evolutionsbiologische Evidenz einer engen Korrelation zwischen dem Differenzierungsgrad von Gehirnen und ihren kognitiven Leistungen.⁶ Einfache (niedere Organismen) und hochdifferenzierte Gehirne (Menschen) unterscheiden sich im Wesentlichen nur durch die Zahl der Nervenzellen und die Komplexität der Vernetzung. Daraus folgern Hirnforscher, dass auch die komplexen kognitiven Funktionen des Menschen auf neuronalen Prozessen beruhen müssen, die nach den gleichen Prinzipien organisiert sind, wie sie bei tierischen Gehirnen vorkommen. Entwicklungsbiologisch heißt dies, dass die Ausdifferenzierung von Hirnstrukturen in der Individualentwicklung Hand in Hand mit der Ausbildung immer komplexerer kognitiver Fähigkeiten geht. Entscheidend hierbei ist, dass dies auch für die mentalen Leistungen, die den Menschen auszeichnen, zutrifft. Das Gehirn in seiner funktionellen Architektur, basierend auf der spezifischen Verschaltung der vielen Milliarden Nervenzellen, enthält *angeborenes* (in den Genen gespeichertes) und durch Erfahrung *erworbenes* Wissen. Innerhalb des genetisch vorgegebenen Gestaltungsraumes prägen Erziehungs- und Erfahrungsprozesse die strukturelle Ausformung der Nervenetze. Kulturelle und soziale Fähigkeiten haben ebenfalls eine neuronale Grundlage. Mentale Akte wie das Empfinden und Mitempfinden von Leid, ein schlechtes oder gutes Gewissen haben, eine schlechte Handlung verurteilen, ein Gefühl unterdrücken, also intrapsychische Vorgänge beruhen auf der Aktivierung wohldefinierter neuronaler Strukturen.⁷

Täglich werden neue Entschlüsselungen des Gehirns gemeldet. So entdeckten vor kurzem Wissenschaftler der Universität Oxford jene Region im vorderen Hirnlappen, die immer dann aktiviert wird, wenn es um moralische Entscheidungen oder die Einordnung des Lebenssinnes geht. Offensichtlich haben nur Menschen ein „Gewissen“. Selbst Rhesusaffen, enge Verwandte des Menschen, besitzen diese Region nicht. Bildgebende Verfahren, Computertomografie, und Magnetresonanztomografie ermöglichen es, dass man dem Menschen beim Denken zusehen, seine Gefühle und Absichten erkennen kann und auch sieht, ob er lügt oder nicht. Nur Gedanken lesen ist noch unmöglich.⁸

Das Hirn scheint grenzenlose Möglichkeiten zu eröffnen. Jede einzelne der 100 Milliarden Nervenzellen im Gehirn kann mit bis zu 15 000 Kontaktstellen, den

5 Wolf Singer: Verschaltungen legen uns fest: Wir wollen aufhören, von Freiheit zu sprechen, in: Christian Geyer (Hg): *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente*, edition suhrkamp: Frankfurt am Main 2004, S. 30-65, hier S. 37 f. Vgl. auch Gerhard Roth: Wöüber dürfen Hirnforscher reden – und in welcher Weise?, in: Geyer: *Hirnforschung und Willensfreiheit*, S. 66-85.

6 Singer, a.a.O., S. 53.

7 A.a.O., S. 54 f.

8 Christian Elger: *Neuroleadership. Erkenntnisse der Hirnforschung für die Führung von Mitarbeitern.*, Haufe Mediengruppe: Freiburg, Berlin, München 2009. S. 43.

Synapsen, mit anderen Nervenzellen verbunden sein. Das Gehirn besteht somit aus einem vernetzten System, das über 100 Billionen Kontaktstellen verfügt.⁹ Unvorstellbare Zahlen, die aber dennoch jede Sekunde unseres Lebens bestimmen. Die bereits angesprochene enorme Komplexität des Gehirns und seine ausgeprägte Plastizität gestalten Denken, Fühlen und Handeln. Hierbei finden die wichtigsten Hirnleistungen des Menschen im vorderen Abschnitt des Hirns statt. Der Stirnlappen arbeitet aber im Konzert mit anderen Strukturen zusammen. Dabei sieht jedes Gehirn bei äußerer Betrachtung zunächst gleich aus. Aber der Feinausbau kann höchst unterschiedlich sein. Das heißt: Jedes Gehirn ist anders vernetzt, und selbst wenn zwei Menschen exakt dasselbe denken, tun sie es doch auf unterschiedliche Weise. Daher warnt Gerhard Roth vor einem „materialistischen Monismus“, der annimmt, es gäbe jenseits der neuronalen Vorgänge nichts mehr zu erklären.¹⁰

Wenn also sämtliche innerpsychischen Prozesse mit neuronalen Vorgängen in bestimmten Hirnarealen einhergehen und diese Prozesse durch physio-chemische Vorgänge beschreibbar sind, also langfristig erforscht, entschlüsselt und beeinflusst werden können, ist auch Geist und Bewusstsein, wie einzigartig auch diese Schlüsselbegriffe von uns empfunden werden, im Naturgeschehen verankert und übersteigt es nicht. Gott und Seele erhalten so eine neue Definition und Dimension, losgelöst von allen metaphysischen Deutungen, von mythischen und mystischen Dogmen. Darüber hinaus wird die sogenannte Glaubensbindung, der Kern des Streitiges, ob Theologie der Wissenschaftlichkeit unterliegt, aufgehoben. Und auf der Basis des Gesagten möchte ich folgende Gottesdefinition anbieten:

Gott ist die Summe aller Neuronen und Synapsen der Menschen,
die waren, sind und sein werden.

Diese „Summe“ ist eine kaum fassbare Zahl, die Unendlichkeit ausdrückt, aber auch Gleichheit. Sie beinhaltet aber auch eine unendlich handelnde, eine lebendige Einheit, in der alle Menschen gleich sind, Ebenbilder, gleichgültig wie sie persönlich ihren Gott definieren. Diese Definition könnte eine Weltfriedensformel sein, eine Basis für ein friedliches und sinnstiftendes Zusammenleben der Menschen. Jeder Mensch ist einzigartig und doch das Ebenbild des Anderen und das Ebenbild Gottes. Sind wir also nicht alle „ein bisschen Gott“? Ist diese Aussage Hybris oder eine naturgegebene Tatsache?

Alles Sein konzentriert sich auf diese Formel, konzentriert sich auf eine unendliche Zielsetzung, die in der Unbegrenztheit begrenzt ist, die letztlich der Selbsterhaltung der Menschheit dient. Wer glaubt, „dass es einen großen Regenten gibt, der das

⁹ A.a.O., S. 45.

¹⁰ Christian Geyer: *Hirn als Paralleluniversum*. Wolf Singer und Gerhard Roth verteidigen ihre Neuro-Thesen, in: ders. (Hg.): *Hirnforschung und Willensfreiheit*, a.a.O. S. 88.

Universum und das menschliche Leben steuert“, irrt.¹¹ Es gibt kein Weltganzes, das von jemandem regiert wird. Die Summe der Menschen, die Summe ihrer Neuronen und Verschaltungen, regiert die Welt. Der Mensch aber muss gleichzeitig seine Begrenztheit erkennen, die ihm von der Natur und deren Dynamik auferlegt wird. Nur wenn alle Menschen ihr gemeinsames Ebenbild erkennen, haben sie eine Chance, in dieser Welt zu überleben. Diese Formel befreit vor allem den Menschen von zahlreichen Illusionen, die er im Laufe der antik-christlichen Entwicklung angehäuft hat. Er kann sich nun festlegen und das Unmögliche ins Auge fassen, jene Handlungsfreiheit, die Religionen verhindern wollen, um ihre Macht zu erhalten. Das 21. Jahrhundert muss das Jahrhundert der Ebenbilder werden, um den globalen Frieden zu sichern. Nur Ebenbilder schaffen die Einheit, die unteilbar ist.

Das heißt nichts anderes, als dass alle Menschen eine einzige Wahrheit, ein einziges Sein darstellen, aber dennoch jeder für sich in der Gesamtheit des Daseins aufgehoben ist. Das wirft die Frage nach der Individualität auf, der Seele, die Frage nach einer lebensstauglichen Disposition. Das heißt, wie bereits festgestellt, dass jedes Gehirn anders vernetzt ist. Vielleicht besitzt jedes Neuron und jede Verschaltung eine eigene Identität, deren Summe die Seele ist. Darum:

Die Seele ist die Summe der Neuronen und Synapsen
eines jeden einzelnen Menschen.

Die Seele ist der sichtbare Ausdruck der neuronalen Zusammensetzung des individuellen Gehirns. Hier, im Gehirn läuft alles zusammen, hier liegt die Basis der Gleichheit aller Menschen, aller Kulturen und Religionen: die Unabhängigkeit von Geschlecht, Farbe und Religion. Das Alleinstellungsmerkmal ist das Gehirn des einzelnen Menschen und die Summe ist Gott. Jeder Mensch hat mentale Landkarten im Kopf.¹² Sie helfen ihm, die Wirklichkeit in einer ihm eigenen, ganz bestimmten Weise zu deuten und zu verstehen. So schlagen wir ein neues Kapitel in der Evolutionsgeschichte auf, frei von nationalen Grenzen. Aber dennoch bleibt es dem einzelnen Menschen vorbehalten, wie er seinen Alltag kulturell, religiös, politisch und ökonomisch gestaltet, da Ebenbilder sich akzeptieren und tolerieren.

Prof. Dr. Manfred Pohl, Historiker und Volkswirt, hat eine Honorar-Professur am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Er ist Geschäftsführer des Vorstandsmitglied des Frankfurter Zukunftsrats. (Der vorliegende Artikel basiert auf seinem Vortrag am 26. Mai 2014 beim „Frankfurter Zukunftssymposium“, das anlässlich seines 70. Geburtstages vom Frankfurter Zukunftsrat veranstaltet wurde. Der gekürzte Vortrag wird hier mit freundlicher Genehmigung des Autors abgedruckt.)

11 Markus Gabriel: *Warum es die Welt nicht gibt*, Ullstein: Berlin 2013, S. 212.

12 Elger: *Neuroleadership*, a.a.O., S. 20.

CHRISTLICHER AUFKLÄRER UND MEISTERPHILOSOPH

Der württembergische Gelehrte Eduard Zeller (1814-1908)
und sein denkender Glaube

Zu den theologischen und philosophischen Genies, die es in ihrer württembergischen Heimat zu nichts bringen konnten, gehörte neben den Philosophen Schelling und Hegel und dem radikalen Bibelkritiker David Friedrich Strauß auch der am 22. Januar 1814 in Kleinbottwar bei Marbach am Neckar geborene, am 19. März 1908 in Stuttgart gestorbene Theologe, Philosoph und Philosophiehistoriker Eduard Zeller. Berühmt wurde er durch sein monumentales, fünf Bände umfassendes Werk „Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung“.

Der scharfsinnige Gelehrte wurde 1840 Privatdozent für evangelische Theologie an der Universität Tübingen. Er trat hier aber auf der Stelle. Eine weitere wissenschaftliche Laufbahn war in Tübingen aus zwei Gründen nicht möglich. Erstens war Zeller der herausragende Schüler des hochbedeutenden, von orthodoxer und pietistischer Seite als „Heidenbaur“ kritisierten Theologieprofessors Ferdinand Christian Baur (1792-1860). Dieser hatte mit seiner historisch-kritischen Bibelforschung und seiner Einordnung von Bibel und Dogma in die geschichtliche Entwicklung des christlichen Bewusstseins die „jüngere Tübinger Schule“ begründet. Zeller war sein engster Mitarbeiter. Er verbreitete die Methoden und Ergebnisse der neuen Erforschung von Neuem Testament und Urchristentum in zwei von ihm mitbegründeten Zeitschriften, den „Theologischen Jahrbüchern“ und den „Jahrbüchern der Gegenwart“. Zeller war Baur auch persönlich verbunden: Er heiratete 1847 dessen Tochter Emilie Caroline (1823–1904). Zweitens war Zeller mit David Friedrich Strauß (1808–1874) befreundet, dem Verfasser des bahnbrechenden, aber höchst umstrittenen „Lebens Jesu“ (1835/36), für den der Inhalt der Evangelien überwiegend mythisch und nur wenig historisch war. Weder Baur, der ursprüngliche Lehrer von Strauß, noch Zeller, der 1874 eine Biografie über Strauß verfasste und 1876–1878 dessen „Gesammelte Schriften“ in zwölf Bänden herausgab, konnten und wollten mit der Radikalität von Strauß und seiner zunehmenden Entfremdung vom Christentum mitgehen. Doch der feinsinnige, umsichtig argumentierende, verlässliche und

bürgerlich lebende Zeller, der seiner Kirche verbunden blieb, hielt dem unsteten und unberechenbaren Strauß unbeirrbar die Treue.

Die Schwierigkeiten Zellers mit den konservativen Kreisen in der Kirche sowie mit der kirchlichen und der staatlichen Obrigkeit kamen nicht von ungefähr. In seinem 1847 veröffentlichten Aufsatz „Einige Worte über die Bedeutung einer freien Theologie für das öffentliche Leben“ stellt er eine eigenständige und eine an Autoritäten orientierte Haltung einander gegenüber, was sich auf alle Lebensgebiete beziehe: „Wie die Vernunft nur eine ist, so ist auch ihr Zustand im Großen und Ganzen genommen nur einer, frei oder gebunden, selbstständig oder unselbstständig.“ Theologisch vertrete das freiheitliche Denken eine durchgängige Geltung der „Naturgesetze“ und damit den nie unterbrochenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Damit ist die „supranaturalistische“ Meinung verworfen, Gott greife von Zeit zu Zeit in das Geschehen ein und setze in besonderen Fällen die von ihm selbst geschaffene Ordnung außer Kraft. Politisch bedeute das freiheitliche Denken das Nein zur Willkürherrschaft von selbsternannten oder angeblich von Gott auserkorenen Machthabern. An die Stelle der Hierarchie habe die Demokratie zu treten, meint der Ludwig Uhland freundschaftlich verbundene Zeller.

1847 wurde Zeller außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität Bern. Die Berufung durch die damals politisch „radikale“ Berner Kantonalregierung löste heftige Proteste in Kirche und Bevölkerung aus. Zunächst musste Zeller nachts sogar polizeilich geschützt werden. Eine gewisse Beruhigung des „Zellerlärms“ brachte der „Zellerhandel“. Die Kantonalregierung verschaffte der bäuerlichen Bevölkerung Steuererleichterungen. 1849 erfolgte der Ruf auf einen theologischen Lehrstuhl an der Universität Marburg. Zeller griff zu, weil er nun ordentlicher Professor werden konnte. Allerdings wurde er auf Einspruch des hessischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der von kirchlich-orthodoxen Kreisen beeinflusst war, von der theologischen in die philosophische Fakultät zwangsversetzt. Fortan war Zeller beruflich Philosoph und leistete wie schon zuvor Großes auf dem Gebiet der Philosophiegeschichte. Er schrieb aber auch weiterhin theologische Abhandlungen, sei es auf dem Gebiet des Urchristentums oder der Theologiegeschichte oder – hier greifen Theologie und Philosophie ineinander – der Religionsphilosophie. 1862 wurde er Philosophieprofessor in Heidelberg und prägte bei seiner Antrittsvorstellung den seitdem in der Fachwelt gängigen Begriff „Erkenntnistheorie“. Hier geht es im Sinne Kants um die Möglichkeiten und Grenzen der Erkenntnis. Zuvor war Zeller eher philosophischer Anhänger Hegels gewesen, der das Wirken des göttlichen Geistes in der Weltgeschichte und dessen Zu-sich-selbst-Kommen im menschlichen Geist nachzeichnen wollte. 1868

erhielt Zeller in Heidelberg die Würde des theologischen Ehrendoktors. Zellers Laufbahn gipfelte in der Philosophieprofessur an der Universität Berlin von 1872 bis 1894. Von 1878 bis 1879 war er sogar Rektor der Berliner Universität. Gute Kontakte hatte er zum liberal gesonnenen deutschen Kronprinzen Friedrich (der 1888 als Kaiser Friedrich III. nur 99 Tage lang regierte) und seiner Frau Viktoria.

Ab 1895 lebte das Ehepaar Zeller im Ruhestand in Stuttgart bei dem einzigen verbliebenen Sohn, dem Arzt Professor Albert Zeller (1853-1923). Die anderen vier Söhne waren vorzeitig gestorben: 1853 Paul fünfjährig und Otto vierjährig, 1864 Richard vierjährig, 1881 Heinrich im Alter von 24 Jahren. In seinen „Erinnerungen eines Neunzigjährigen“ schreibt Zeller: „Die Wunde, die uns durch den Verlust dieser Kinder geschlagen wurde, ist bei Vater und Mutter nie so fest vernarbt, dass sie nicht unser Leben lang aufs schmerzlichste nachgewirkt hätte und noch nach Jahren immer neu aufgebrochen wäre.“

Die messerscharfe Bibel- und Autoritätskritik Zellers wird auch heute nicht nur auf Gegenliebe stoßen. Man mag ihm, für den alle Vorgänge in Natur und Geschichte ohne Unterbrechung nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung erfolgen, aufklärerischen „Rationalismus“ vorwerfen, für den biblische und überhaupt religiöse Berichte nur dann wahr sein können, wenn sie mit der menschlichen Vernunft übereinstimmen. Danach entsprechen Wundergeschichten von vornherein nicht der Wahrheit. Ein übernatürliches Eingreifen Gottes in das Geschehen gibt es für Zeller nicht. Manche werden ihm Shakespeares Hamlet-Zitat entgegenhalten: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen lässt.“

Es gibt aber nun einmal viele naturwissenschaftlich geprägte Leute, die so denken wie Zeller, damals wie heute. Zeller sagt: Auch Menschen mit einem solchen Vernunftdenken ist der Zugang zu Gott und zum Christentum nicht verschlossen. Methodisch strenge Wissenschaft und möglichst voraussetzungslose Philosophie sind mit dem Glauben an den göttlichen Urgrund von allem vereinbar. Zeller wandte sich gegen einen weltanschaulichen Materialismus, so als mündeten die Naturwissenschaften notwendigerweise in den Glauben, der göttliche Urgrund sei nichts anderes als Materie oder Energie. Gerade wenn man alles im Zusammenhang von Ursache und Wirkung sieht, ist es nach Zeller äußerst unwahrscheinlich, dass die höchsten sittlichen Einsichten beliebige, letztlich unverbindliche Spielereien sind und dass die großartigen Leistungen des menschlichen Geistes nichts anderes sind als Produkte der blinden Natur. In diesem Sinn kritisierte er in vorsichtigem, vornehmem Ton seinen Freund Strauß, der 1872 in seiner Schrift „Der alte und der neue Glaube“ bei einer materialistischen Weltanschauung gelandet war: „Müssen wir den Gottesbegriff als solchen aufgeben, wenn wir uns von der

Unzulänglichkeit der Vorstellungen überzeugen, die wir uns nach der Analogie der menschlichen Persönlichkeit über Gott gebildet haben? Setzt die Einheit der Welt nicht immer eine einheitliche Weltursache voraus, und kann uns als solche die blindwirkende Kraft des Stoffes genügen, wenn wir doch, wie Strauß selbst sagt, ‚was in der Wirkung liegt, auch in die Ursache legen müssen‘, und wenn in der Wirkung, wie er gleichfalls annimmt, eine unendliche Fülle von geistigem Leben von Ewigkeit her lag und in Ewigkeit liegen wird? Ist die Frage: ob Materialismus oder Spiritualismus? so unerheblich, dass wir uns ihrer Entscheidung entschlagen dürften? Zeigt sich andererseits irgend eine Aussicht, die Bewusstseinserscheinungen aus dem körperlichen Organismus als solchem zu erklären, oder lässt sich vielleicht umgekehrt die Unmöglichkeit dieser Erklärung dartun?“

Gott ist absoluter Geist. Das stand für Zeller wie für seinen Lehrer Baur fest. Aber wie können wir uns das Wirken des geistigen göttlichen Urgrundes in der Welt und unter den Menschen denken? Wie er 1877 in seiner Abhandlung „Über Ursprung und Wesen der Religion“ schreibt, ist „die göttliche Wirksamkeit in der Welt keinesfalls eine willkürliche und wunderbare, sondern nur eine durch die Naturursachen vermittelte“. Gott ist also „in, mit und unter“ dem Weltgeschehen am Werk. Gottes Absicht ist dabei, so sieht es Zeller auf der Linie der Weltreligionen, immer das Wohl der Menschen.

Man mag über Zellers „universale Theologie“ denken, wie man will. Jedenfalls ist er ein Zeuge dafür, dass man zugleich frei und fromm denken, leben und fühlen, zugleich aber auch streng wissenschaftlich und gläubig christlich orientiert sein kann.

Dr. Andreas Rössler ist Pfarrer i. R. Der Stuttgarter Theologe war viele Jahre Schriftleiter dieser Zeitschrift. Eine etwas kürzere Fassung dieses Aufsatzes erschien unter der Überschrift „Denkender Glaube“ in: *Evangelisches Gemeindeblatt für Württemberg* 2/2014, S. 12-13.

„Gott ist das, wovon man eber weiß, was er nicht ist, als das, was er ist.“

Buch der 24 Philosophen

Vier Jahrhunderte Jesusforschung

Werner Zager (Hg.): *Jesusforschung in vier Jahrhunderten. Texte von den Anfängen historischer Kritik bis zur „dritten Frage“ nach dem historischen Jesus*, Verlag Walter de Gruyter: Berlin / Boston 2014 (ISBN 978-3-11-031842-5), XIII + 761 Seiten, broschiert, 39,95 Euro.

Die Leben-Jesu-Forschung ist eine Wahrhaftigkeitstat des protestantischen Christentums“, schrieb Albert Schweitzer 1950. Das vorliegende Studienbuch mit 44 Texten von 1735/1767 bis 2011 (chronologisch geordnet) zeigt allerdings, dass unter den wissenschaftlichen „Jesusforschern“, die in historisch-kritischer Arbeit zu einer immer genaueren Kenntnis des Lebensablaufs, der Verkündigung, des Verhaltens und Tuns, des Selbstverständnisses und Gottesbewusstseins Jesu sowie der Entstehung des Osterglaubens beigetragen haben, auch Katholiken und Juden zu finden sind. Einige Texte stammen aus dem angelsächsischen Bereich, sechs davon sind im englischsprachigen Original abgedruckt.

Der Herausgeber Werner Zager unterscheidet fünf Phasen der Jesusforschung, die er jeweils mit sehr kundigen und hilfreichen Überblicken einleitet: (1) die „Anfänge historischer Kritik“ (Hermann Samuel Reimarus, David Friedrich Strauß, Ferdinand Christian Baur, Ernest Renan); (2) die „liberale Leben-Jesu-Forschung“ (Heinrich Julius Holtzmann, Daniel Schenkel, Carl Weizsäcker, Karl von Hase); (3) das

„Ende der Leben-Jesu-Forschung“ (darunter Martin Kähler, Johannes Weiß, Adolf von Harnack, Julius Wellhausen, Wilhelm Bousset, Ernst Troeltsch, Schweitzer, Rudolf Bultmann); (4) die „neue Frage“ nach dem historischen Jesus“ (darunter Ernst Käsemann und Joachim Jeremias); (5) und schließlich, die Hälfte des Studienbuchs umfassend, die „dritte Frage“ nach dem historischen Jesus“ (darunter Hartmut Stegemann, Gerd Theißen und Jens Schröter).

Fast alle Autoren der ersten drei, aber auch etliche der letzten beiden Phasen sind als „liberal“ im Sinn von bibelkritisch und dogmenkritisch zu qualifizieren. Kaum einer sieht Jesus durch die Brille des altkirchlichen Zwei-Naturen-Dogmas. In der Jesus-Forschung geht es nicht zuletzt schlicht um historische Wahrheit im Sinn dessen, ‚was wirklich gewesen ist‘ (S. 226. 298. 301. 357). „Die Ehrfurcht vor der Wahrheit – und auch die historische Wahrheit hat Anspruch auf Ehrfurcht – gebietet, dass wir die Dinge nehmen, wie sie sind, und die Schwierigkeiten, so schmerzlich sie uns sind, anerkennen“ (Schweitzer, S. 515). Historisch-kritische Jesusforschung passt nicht mit einem „Supranaturalismus“ zusammen. Zager schreibt: „Überhaupt gehört der Gedanke, dass Gott unmittelbar in die Geschichte einwirke, – ebenso wie Vorstellungen von Satan, Dämonen und Gehenna – einem vergangenen mythischen Weltbild an, das nicht mehr das unsrige ist“ (S. 515).

Die „neue Frage“ nach dem historischen Jesus, die auf das angebliche Scheitern der Leben-Jesu-Forschung folgte, suchte, soweit sie im christlichen Rahmen stattfand, nach der Kontinuität zwischen dem „historischen Jesus“ und dem „lebendigen Christus“, dem Christus des

Glaubens. Während hier der historische Jesus deutlich vom Judentum abgegrenzt wurde (S. 351), dient in der „dritten Frage“, die sich um die „konkrete geschichtliche Lebenswirklichkeit“ Jesu bemüht (S. 360), das zeitgenössische Judentum nicht mehr als „Negativfolie“ (S. 361). Vielmehr wird Jesus in das Judentum eingeordnet (S. 363). Dies ist ein wesentlicher, aber natürlich nicht der einzige Beitrag dazu, „Jesu Auftreten und Botschaft aus ihrem historischen Kontext besser zu verstehen“ (S. 362). In der „dritten Frage“ dienen etwa auch archäologische, ökologische, soziologische und zeitgeschichtliche Erhebungen sowie die Qumran-Funde zum besseren Verständnis Jesu.

Über keinen einzigen Menschen der Geschichte ist so intensiv geforscht worden wie über Jesus, obwohl Jesus relativ kurz lebte und man über ihn angesichts der beschränkten Quellenlage auch nur wenig Genaueres wissen kann. Aber er hat wie sonst niemand – einem Meteoriten gleich – in das Bewusstsein der Menschheit eingeschlagen. Darin liegt sein „unaussprechliches Geheimnis“ (Schweitzer, S. 285). Theologisch ausgedrückt: Die Jesusforschung „hat das Rätsel eines großen Menschenlebens zu lösen, indem sie darstellt, wie Jesus von Nazareth nach göttlicher Bestimmung durch die freie Tat seines Geistes in der Veranlassung seines Zeitalters Weltheiland geworden ist“ (Hase 1876, S. 64). Nichts mit dem „unaussprechlichen Geheimnis“ am Hut hat Gerd Lüdemann, mit seiner grobschlächtigen Bewertung der Gottesbeziehung Jesu: „In seinem vertrauten Umgang mit Gott wirkt Jesus auf mich geradezu lächerlich, denn damit verbreitete auch er die Unsitte vieler religiöser Menschen: sich selbst als Mittelpunkt der Welt

zu sehen“ (S. 534). Schon das Jesus-Wort Markus 10,18 steht dem entgegen: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein.“

Ganz zum Schluss seiner Einführungen formuliert der Herausgeber Zager eine Frage, die als Leitfrage für die ganze Geschichte der Jesusforschung gelten kann: „Welche theologische Relevanz kommt der historischen Rückfrage nach Jesus zu?“ (S. 366). Theologisch zentral ist die These, dass sich Gott menschlich ausspricht, in Menschen aus Fleisch und Blut, insbesondere in Jesus von Nazareth. Dann aber ist wichtig, dass es sich bei solchen Menschen, insbesondere bei Jesus, nicht um legendäre oder mythische Figuren handelt, sondern um wirkliche Menschen.

Der liberale Theologe Bousset schreibt 1910: „Ist es [das „Bild Jesu“] wirklich das Fundament unseres Glaubens, so muss die historische Wahrheitsfrage hier eine eminente Rolle spielen“ (S. 226). Ferner: „Die Welt der Ewigkeit kann nur greifbar und gegenständlich werden, wenn sie durch die Welt des Endlichen transparentartig hindurch schimmert: Ewiges im Endlichen. [...] Das höchste Symbol einer ewigen Welt wird uns die einzelne menschliche Persönlichkeit“ (S. 231 f.).

Ebenfalls vor nunmehr über 100 Jahren äußert sich der liberale Theologe Troeltsch in ganz ähnlicher Weise überraschend zeitgemäß. Der Gottesglaube sei zwar grundsätzlich nicht von Jesus abhängig, bedürfe aber der Stärkung durch die Glaubensgemeinschaft, und diese drehe sich im Christentum um Jesus, so dass „es keinen tragenden und stärkenden Lebenszusammenhang des christlichen Geistes ohne Sammlung um Jesus geben kann und eine Sammlung um Jesus auch auf

ein reales lebendiges Leben zurückgehen muss, wenn sie innere Kraft und Wahrfähigkeit haben soll. Unter diesen Umständen ist dann freilich ein Absehen von der historisch-kritischen Forschung nicht möglich“ (S. 252). Und wie wir „mit dem Symbol Gott auch auf dem festen Grunde wirklichen Lebens stehen“ wollen, so ist „von wahrer Bedeutung, dass ein wirklicher Mensch so gelebt, gekämpft, geglaubt und gesiegt hat und dass von diesem wirklichen Leben her ein Strom der Kraft und der Gewissheit sich bis auf ihn [„einen wirklich der christlichen Lebenswelt innerlich Angehörigen“] ergießt“ (Troeltsch, 252). Wie für Bousset (S. 234) ist auch für Troeltsch so etwas wie ein Gesamtbild Jesu glaubensrelevant, „das Bild einer lebendigen, vielseitigen und zugleich erhebenden und stärkenden Persönlichkeit“ (S. 257): „Es handelt sich nicht um Einzelheiten, aber um die Tatsächlichkeiten der ganzen Erscheinung Jesu und um die Grundzüge seiner Predigt und seiner religiösen Persönlichkeit. Diese müssen als geschichtliche Wirklichkeit mit historisch-kritischen Mitteln festgestellt werden können, wenn das ‚Symbol Christus‘ einen festen und starken inneren Grund in der ‚Tatsache‘ Jesus haben soll“ (S. 252).

Bei allen Differenzen in Einzelheiten zeigt sich in den Texten ein Grundkonsens zum Verständnis Jesu, etwa darin, dass bei Jesus der Bezug zu Gott, die „Theozentrik“, ausschlaggebend ist (so etwa Zager S. 516). In einem eigenen Beitrag betont Zager die auch von den anderen zeitgenössischen Exegeten geteilte endzeitliche Orientierung Jesu (S. 514 f.), wobei für Jesus das Reich Gottes schon gegenwärtig anhebt: „Den Mittelpunkt von Verkündigung und Wirken des his-

torischen Jesus bildete das Kommen der eschatologischen Gottesherrschaft“ (S. 509). Diese ist „in Jesu Gegenwart bereits angebrochen“ (S. 510). Das Gericht Gottes trete bei Jesus etwas zurück zugunsten des Heils (S. 509), doch sei – dies ist Zagers eigene theologische Sicht – an der Erwartung eines göttlichen Gerichts festzuhalten (S. 516 f.), wobei das Endgericht zu verstehen sei als „individuelles, postmortales Zur-Verantwortung-Ziehen des einzelnen Menschen“ (S. 515 f.). Ein weitgehender Konsens besteht mit Zager auch darin, dass sich Jesus in seiner Naherwartung und seiner Annahme einer innerweltlich-diesseitigen Vollendung der Gottesherrschaft geirrt hat (S. 510 f. 513).

Der Mensch Jesus ist also nicht „unfehlbar“ gewesen. Ein Beispiel einer behutsamen theologischen Sachkritik liefert hier Zager: Jesus habe einen doppelten Ausgang des Endgerichts vertreten (S. 512-514). Können wir das heute noch so sehen? Zager lehnt einen negativen Gerichtsausgang in der Weise „endloser Pein“ ab, denn das „verträgt sich nicht mit der Botschaft von der Liebe als Gottes Wesen“. Ein „negativer Gerichtsausgang“ könne aber als „Nicht-Teilhabe‘ am ewigen Leben“ gedacht werden (S. 516).

Dieses Studienbuch ist eine äußerst vielseitige Fundgrube, mit einer bunten Palette von Texten, zu denen man sonst kaum Zugang hat, wenn man nicht selbst über den historischen Jesus forscht. Natürlich gibt es Wünsche, was noch in die Sammlung hätte einbezogen werden können, etwa Bultmanns Abhandlung „Das Verhältnis der urchristlichen Christusbotschaft zum historischen Jesus“ (1960), in der er zur „neuen Frage“ nach Jesus Stellung nimmt, oder James M. Robinson mit

seinen Forschungen über die Logienquelle Q im „Jesus-Seminar“. Aber dann hätten aus Platzgründen manche aufschlussreichen Texte aus der Gegenwart wegfallen müssen. □

*Pfarrer Dr. Andreas Rössler
Oelschlägerstraße 20, 70619 Stuttgart*

Was sollen wir beten?

Christian Lehnert (Hg.): „Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen...“ – Über die Kunst des öffentlichen Gebets, Evangelische Verlagsanstalt: Leipzig 2014 (ISBN 978-3374037568), 111 Seiten, 14,80 Euro.

Beten ist ein schwieriges Unterfangen: Menschenworte sollen Gott erreichen. Dabei wird die Sprache brüchig. Doch das Gebet kann als Dichtung begriffen werden – und als ein Loslassen der Worte. Schriftsteller und Theologen beschreiben in einem Buch, was es heißt zu beten.

Es ist das Herzstück des Glaubens: das Gebet. Wie selbstverständlich gehört es zur religiösen Existenz, oftmals seit frühen Kindertagen. Da ist das Tischgebet vor dem Essen und das Abendgebet am Kinderbett. Später kommen hinzu: Stoßgebete in Not-situationen und Dankgebete im Glück, Bittgebete für Kranke und das gemeinsame Gebet im Gottesdienst.

Doch was geschieht eigentlich, wenn man betet? Mit Menschenworten soll an die göttliche Dimension gerührt werden – die doch nicht mit Worten zu fassen ist. Es zeigt sich: Das Gebet ist eigentlich eine Unmöglichkeit. Denn mit der Sprache soll Gott erreicht werden, der doch jenseits aller Sprache ist. So wundert die Klage des Pau-

lus wenig, der an die Römer schrieb: „Wir wissen nicht, was wir beten sollen.“

Wie kann man nun „richtig“ beten? Dieser Frage widmet sich das soeben erschienene Büchlein mit dem bezeichnenden Titel „Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen...“ Der renommierte Dichter und Pfarrer Christian Lehnert aus Leipzig hat darin Schriftsteller und Theologen versammelt, die in meist persönlicher Weise über die Gebetspraxis schreiben.

Lehnert selbst spricht von einer „Krise des Gebets“: „Zu viele eingefahrene, ausgehöhlte Sprachmuster überdecken die Kraft der Tradition.“ Er klagt über die Gebete im Gottesdienst, die oft voll „verkommener Routinen einer binnenkirchlichen Sprache“ seien. Lehnert erinnert daran, dass die Sprache brüchig wird, wenn sich der Mensch Gott nähert. Weil Gott alle Sprache übersteigt.

Für ihn ist das Beten verwandt mit dem Dichten: „Ich beginne zu stammeln, nach Worten zu ringen.“ Er fragt: „Wie kann sich die Sprache dem unsagbaren Gott nähern?“ Lehnert empfiehlt, Bildworte zu suchen und ihnen persönlich nachzuspüren. Zum Beispiel die Gottesanrede „Vater“. Da beschreibt er eine Erinnerung an seinen Vater, als dieser nach einem Herzinfarkt komatös im Krankenhaus lag: „Hinter der Glasscheibe – der Vater war dort nur ein Körper. Er konnte nichts mehr geben, und die Wärme seiner schweren Arme und der weichen Hände, in die ich mich als Kind so oft geschmiegt hatte, waren Erinnerung.“

Es ist die Stärke dieses schmalen Buches, dass sich viele Autoren ins Offene wagen. In ihren Essays referieren sie keine wissenschaftlichen Erkenntnisse über das Gebet, sondern tasten diesen geheimnisvollen Raum poetisch-persönlich ab. Dabei

blitzt an manchen Stellen eine neue Sprache auf – eine Sprache jenseits der belehrenden Theologensprache. Es ist eine Sprache, die kein Wissen behauptet, wo es nichts zu wissen gibt. Eine Sprache, die „zwischen den Silben“ ist, wie es der Autor Dirk Pilz im Buch beschreibt. Eine Sprache, die nichts und niemandem nachbetet. Eine Sprache, die entsteht, wenn man innehält und sich vor Gott stellt – und lauscht „ins Offene: zu Gott hin“, so Pilz.

Das Buch ist also keine Anleitung zum Beten, denn es schreibt nicht vor, was gebetet werden soll. Den Autoren geht es vor allem darum, den heiligen Raum des Gebets zurückzuerobern, ihn zu befreien aus der alltäglichen Wortflut, ihn zu behaupten gegen die Rastlosigkeit und das alltägliche Lärmen der Appelle und Anrufungen.

Das Buch ist eine Einladung, die Kraft der Stille und der Poesie zu entdecken – und im Nachspüren eines Nachttraums oder eines Tagtraums über eine Gottesanrede die Kraft Gottes im eigenen Leben zu entdecken. □

*Stefan Seidel
Thierbacher Straße 8, 04277 Leipzig*

Islam und Christentum

Klaus von Stosch / Tuba İyik (Hg.): Prophetie in Islam und Christentum, Schönningh: Paderborn u.a. 2013 (ISBN 978-3-506-77644-0), 272 Seiten, 36,90 Euro.

In der Reihe *Beiträge zur Komparativen Theologie* ist als Band 8 ein weiterer Tagungsband erschienen. Sein Schwerpunkt liegt „in der religionspädagogischen Vermittlung der Rede von Propheten im islamischen und

christlichen Religionsunterricht“ (S. 7 f.). Dennoch ist der erste Teil des Buches (S. 11-162), der sich mit religionsgeschichtlichen und theologischen Grundlagen zum Thema der Prophetie befasst, bedeutend umfangreicher als der zweite Teil (163-262), dem es um eben diese religionspädagogische Vermittlung geht.

Das Judentum wird im Titel des Buches nicht erwähnt; gleichwohl befassen sich zwei Beiträge im ersten Teil mit der jüdischen prophetischen Tradition. Zunächst eröffnet Stefan Schreiner den Band mit Überlegungen zu „Mose als Prophet und die Prophetie des Mose in jüdischer, christlicher und islamischer Tradition“ (S. 13-43). Der Beitrag ist sicher in historischer Hinsicht hoch gelehrt, in seiner aktuellen Bedeutung aber eher unergiebig. Demgegenüber sind die Ausführungen von Micha Brumlik zu „Propheten und Prophetie im Judentum“ (S. 69-83) schon interessanter, zumal sie ausdrücklich religionspädagogisch ausgerichtet sind. Ihren Schwerpunkt haben sie in der Darlegung der „in der hebräischen Bibel geschilderten politischen und moralischen Konflikte [...] in denen sich die universalistische Schriftprophetie herausgebildet hat. Die dahinter stehende Intuition folgt dem Philosophen Hermann Cohen, der in den Propheten die Begründer einer universalistischen Moral sah.“ (S. 69 f.) – Während Bernhard Lang einen Abriss der Geschichte des Propheten „von der Bibel bis heute“ gibt und ihn dabei als Typ eines Intellektuellen betrachtet (S. 35-67), geht Günter Röhser der Frage „Jesus als Prophet“ nach (S. 85-101). Auffällig ist bei Röhser, dass in seinen Ausführungen von einer bei manchen Forschern zutage tretenden Skepsis gegenüber der Ergiebigkeit historischer Jesusforschung nichts zu spüren ist. – Bevor Klaus von Stosch den ersten

Teil mit der Frage nach der Möglichkeit einer christlichen Anerkennung Mohammeds als Prophet abschließt, kommen zwei islamische Gelehrte zu Wort. Ufuk Topkara zum einen reflektiert das Spannungsfeld zwischen der Verehrung Mohammeds in der „muslimischen Welt“ und der kritischen, religionswissenschaftlichen Betrachtung des islamischen Propheten in der „westlichen Welt“ (S. 103-117). Dabei distanziert er sich nicht nur von dieser kritischen Betrachtung, sondern auch von der „puritanisch-wahhabitischen Verklärung des Propheten“ v. a. in Saudi-Arabien, wo der Wahhabismus „zur offiziellen Staatsreligion“ wurde. Zum anderen legt Mustafa Köylü die traditionelle Sicht von Prophetie im Islam dar (S. 119-136). Genauer muss man wohl sagen, dass es sich dabei um eine traditionalistische Sicht handelt, wie die anschließende kurze, aber ziemlich schroffe Auseinandersetzung Köylüs mit von Stosch unübersehbar belegt (S. 137-143). Dieser schließlich plädiert in seinen Überlegungen (S. 145-162) nach einer Diskussion des Für und Wider dafür, „die Möglichkeit einer Anerkennung von Muhammad als Prophet christlicherseits offenzuhalten, ohne sie bekenntnishaft zu vollziehen“ (145).

In den religionspädagogischen Beiträgen des zweiten Teils geht es nach meinem Überblick vor allem um zwei Fragen: 1. Inwieweit können die Propheten für die SchülerInnen als Vorbilder zur Geltung kommen? 2. Wie kann interreligiöses Lernen im Blick auf Propheten und Prophetie aussehen?

1. Zum einen ist es die Frage, „wie Muhammad als Prophet und Mensch für das Leben eines Kindes oder Jugendlichen in Deutschland nahbar und zugänglich gemacht werden kann“, mit anderen Worten wie er als Vorbild identitätstiftend wirken kann (S.

168). Zum anderen ist zu überlegen, ob nicht auch Jesus trotz der geringfügigen diesbezüglichen Anhaltspunkte im Koran als Vorbild gewürdigt werden kann (S. 233). Denn auch heute werden Vorbilder gebraucht, und hier können Propheten eine bedeutende Rolle spielen. „Propheten sind mit ihrer Lebensweise Vorbilder für Muslime, und zwar sowohl mit Blick auf deren Gottvertrauen und Gottverbundenheit als auch mit Blick auf ethisches Handeln.“ (S. 191)

2. Dass Jesus im islamischen Religionsunterricht behandelt wird, ist nicht überraschend, zählt er doch zu den bedeutendsten Propheten in der islamischen Tradition. Freilich wird interreligiöses Lernen erst dadurch erreicht, dass neben der islamischen auch die christliche Tradition zu Jesus ins Gespräch gebracht wird. „Der inhaltliche Vergleich mit der eigenen Religion führt nicht nur zum Verständnis eines anderen Glaubenssystems, sondern schafft ein Orientierungswissen und beachtet dabei die Rangordnung der Teilwahrheiten.“ (S. 234) Intensiv reflektiert schließlich Georg Langenhorst „Prophetie als interreligiöses Problem aus Sicht der Korrelationsdidaktik“ (S. 235-257). Dabei verfolgt er ausdrücklich eine „trialogische Perspektive“, in der er jüdische, christliche und islamische Traditionen ins Gespräch bringen will. So plädiert er u.a. für eine interreligiöse Öffnung des Begriffs der Prophetie, derzufolge dann auch Mohammed aus christlicher Sicht als Prophet gelten darf. Dies freilich in einem übertragenen Sinn, d.h. als „Mensch mit prophetischem Geist“ wie etwa Thomas Morus, Dietrich Bonhoeffer und Edith Stein (S. 256 f.). – Was noch auffällt: Während im ersten Teil ausschließlich Männer vertreten sind, kommen im zweiten Teil bis auf Langenhorst ausschließlich Frauen zu Wort: Tuba İşik,

Dunja El Missiri, Naciye Kamcili-Yildiz von muslimischer, Monika Tautz und Rita Burrichter von christlicher Seite.

Nach diesem Überblick über den vorliegenden Band möchte ich abschließend dreierlei kritisch anmerken:

1. In ihrer „Einleitung“ (S. 7-10) meinen die (muslimische) Herausgeberin und der (christliche) Herausgeber, dass es für die muslimische Seite jedenfalls unaufgebbar sei, „Muhammad als den abschließenden Propheten zu betrachten“ (S. 7). Wenn dem so ist und dazu von christlicher Seite weiter auf der abschließenden, unüberbietbaren Offenbarung in Jesus Christus beharrt wird, dürfte man zwar im christlich-islamischen Dialog noch reichlich Themen haben, aber in zentralen Fragen (Christologie, Koranologie, Gottesverständnis) nicht viel weiter kommen.

2. Der Begriff der Prophetie, des Propheten, der Prophetin wird kaum geklärt, obwohl das Problem immerhin an wenigen Stellen angesprochen wird (S. 89. 160). Folglich aber kann man etwa die brisante Frage, ob man aus christlicher Sicht Mohammed als echten Propheten anerkennen kann, auch nicht klar beantworten.

3. Hängt die Glaubwürdigkeit eines Propheten, wie von Stosch meint, tatsächlich nur „an der Glaubwürdigkeit seiner Botschaft und nicht an der Überzeugungskraft seines sittlichen Lebenswandels“ (S. 159)? Oder ist eine solche Sicht allzu sehr vom traditionellen Verständnis der Endgültigkeit der koranischen bzw. der christlichen Botschaft geprägt? Das wäre etwa eine spannende Frage für einen kritischen Vergleich zwischen Jesus und Mohammed. □

*Dr. Wolfgang Pfüller
Naunhofer Straße 17, 04299 Leipzig*

LESER-ECHO

Leserzuschriften zu: Heiner Schwenke: „Irrte Jesus?“ (Freies Christentum 3/2014)

Wertvoller Aufsatz

Als originell und mutig empfinde ich den Versuch von H. Schwenke, Jesu Verheißung vom Reich Gottes, Nahtoderfahrungen und Altüberlieferungen mit Vorstellungen einer irdisch-paradiesischen Welt „zusammenzudenken“. Da muss man im Detail nicht mit allen seiner Auffassungen und Schlussfolgerungen übereinstimmen. Schwenke rückte mit seinen Überlegungen auch die Arbeiten des von mir hoch geschätzten Albert Schweitzer zum Leben und Wirken Jesu in ein „anderes Licht“. Bekanntlich sah er sich mit seiner „Leben-Jesu-Forschung“ heftiger Kritik ausgesetzt. Maßgeblich für mich ist, dass sich Schweitzer mit offensichtlichen Irrtümern Jesu ernsthaft und tiefgründig befasste. Auch wenn er sich bei seinen Interpretationen der Schwierigkeit ausgesetzt sah zu entscheiden, was Jesus wirklich selbst gesagt und getan hatte und was ihm in den Mund gelegt wurde.

Zweifelsfrei ist für mich, dass Jesus allein deshalb nur Mensch war, weil er die umfassende Wahrheit nicht kannte. Vollständige Wahrheitskenntnis als Voraussetzung für Unfehlbarkeit wäre nämlich als göttliche Eigenschaft einzustufen. Keineswegs entschärft das die These, dass alle „richtigen“ Propheten mystisch näher an die eine Wahrheit geführt werden als ihre (unerleuchteten) Zeitgenossen. Besteht für diese „Begnadenen“ nicht die Gefahr der Selbstüberschätzung und damit Ge-

führung ihres göttlichen Auftrages? Dieser Gefahr können sie entgehen, wenn sie sich weiterhin in Demut gegenüber dem Göttlichen als „Diener für die Sache“ verstehen: Mit tiefem Gottvertrauen und „Sendungsbewusstsein“ ausgestattet, arbeiten sie furchtlos und beharrlich an ihrer Aufgabe – so auch Jesus in seiner Verkündigung des nahenden Reiches Gottes. Was spricht gegen die Klugheit des Schöpfungsplans, wenn heutzutage „hellwache“ Zeitgenossen Jesu Frohbotschaft vom Reich Gottes hier in dieser Welt umzusetzen versuchen? Und zwar ohne auf die als Parusie geläufige biblisch verkündete „Wiederkunft Jesu“ zu warten. Die reale Welt einer zukunftsfähigen Gesellschaft, in der sich Gottes Wille als Bewahrung der Schöpfung, Gerechtigkeit und dauerhafter Frieden durchsetzt. Eine Gesellschaft, in der auch dem Schwächsten unserer Mitgeschwister – unsere Enkel eingeschlossen – ein menschenwürdiges Dasein als Voraussetzung für sinnerfülltes „paradiesisches“ Leben gewährt wird.

Hans-Ulrich Oberländer, Jena

Welcher Jesus hat sich worin geirrt?

Wer nicht fundamentalistisch von einer dogmatisch behaupteten Unfehlbarkeit Jesu ausgeht – die „Sündlosigkeit“ des Gottessohnes wurde von der christlichen Kirche zur notwendigen Voraussetzung gemacht, um Jesus als „unbeflecktes Opferlamm“, das „der Welt Sünden trägt“, zu verkündigen –, den muss es nicht beunruhigen, wenn Jesus, wie Schwenke es tut, ein Irrtum unterstellt wird. Jesus mag sich durchaus in einigen Lehrmeinungen geirrt haben, die er aus seiner apokalyptisch geprägten Zeit übernommen haben dürfte: so etwa seine

Vorstellungen vom Gottesreich, vom Endgericht, von dessen Naherwartung oder von der Auferstehung (wobei Mk 12,18-27 u. Parallelen durchaus eine differenzierte Auferstehungserwartung Jesu erkennen lassen).

Die Frage darf allerdings gestellt werden, welcher Jesus sich da geirrt haben soll. War es der historische Jesus, zu dem wir kaum einen sicheren Zugang haben (siehe dazu das „Wort des Schriftleiters“ und der Bericht über die „Jesusforschung in vier Jahrhunderten“ im selben Heft)? Oder war es der „Jesus der Synoptiker“, den Schwenke ja vor allem im Blick hat (s. S. 70) und dessen neutestamentliches Bild doch recht stark von den Glaubensvorstellungen der christlichen Urgemeinde geprägt ist? Oder müsste es nicht auch um einen paulinischen oder johanneischen Jesus gehen, der von den jeweiligen Verfassern geformt ist und den Glauben der Kirche nachhaltig beeinflusst hat?

Aber noch wichtiger ist die Frage: Worin genau irrte Jesus? Nach Schwenke „bestand der Irrtum des Jesus der Synoptiker nicht primär in der Naherwartung, d.h. in einer zu frühen Datierung des Kommens des Gottesreiches, wie man manchmal annahm. Der Irrtum bestand vielmehr darin, dass Jesus Inhalte von Jenseitserfahrungen in die Zukunft der Erde projizierte, was dazu führte, dass er etwas erwartete, das seiner Natur nach nicht eintreten konnte und weder in naher noch in ferner irdischer Zukunft eintreten kann.“ Ich verstehe das so, dass Schwenke die Vorstellung eines endzeitlichen Gottesreiches, das von Gott an die Stelle der jetzigen irdischen Gesellschaften errichtet werden sollte, für theologisch unhaltbar und unrealistisch und für grundsätzlich utopisch hält. Auch ich halte ein apokalyptisches Gottesreich im traditionellen Sinne (Überwindung der jetzigen Weltordnung durch ein Weltgericht und

durch eine daran anschließende neue Got-tesherrschaft) für eine lebensfremde Utopie. Und ungeachtet der Frage, was Jesus (der historische oder der synoptische) über die Gottesherrschaft glaubte und predigte, kann es für die heutige Kirche doch allein darum gehen, Gottes Herrschaft im Hier und Jetzt zu verkündigen, die bei jedem Einzelnen von uns beginnen muss und die nach Möglichkeit einmünden sollte in eine globale Gesellschaft, die mehr und mehr von Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit geprägt ist. Mag eine solche Gesellschaft als utopistisch betrachtet werden – das Aufgeben dieser utopistischen Vision heiße den christlichen Glauben preisgeben.

Schwenke beruft sich bei seiner These, Jesus habe sich in Bezug auf die Gottesherrschaft geirrt, u.a. auf von ihm (Schwenke) postulierte mystische Jenseitserfahrungen Jesu. Das überzeugt allerdings keineswegs. Zwar mag es sein, dass Jesus – wie viele religiöse Menschen vor und nach ihm – mystische Erfahrungen, vielleicht auch sog. Jenseitserfahrungen gemacht hat: Wüstenerlebnisse, Gipfelerfahrungen, Erlebnisse innerer Einkehr. Sie sind auch für Jesus denkbar und vorstellbar. Dass solche Erfahrungen jedoch Jesu Jenseits- und Gottesreichvorstellungen geprägt haben sollen, wie Schwenke schlussfolgert, halte ich für zu weit hergeholt. Es ist m.E. eher davon auszugehen, dass Jesus die zu seiner Zeit gängigen Vorstellungen übernommen haben dürfte – jüdische, pharisäische, essenische usw. Dafür decken sich die Anschauungen Jesu, wie sie im Neuen Testament dargestellt werden, doch allzu sehr mit spätjüdischen (und auch frühchristlichen) Vorstellungen, wie wir sie in zahlreichen zeitgenössischen Texten vorfinden. Einen Irrtum aufgrund einer so fragwürdigen These (nämlich dem Postulat von mystischen Jen-

seitserfahrungen Jesu) zu konstruieren, ist dann doch allzu gewagt – auch wenn man Schwenkes These als eine vorläufige Arbeitshypothese durchaus diskutieren kann. Nochmal: Es geht mir nicht darum, einen Irrtum Jesu abzuwehren (das muss man gar nicht); aber wenn wir schon von einem Irrtum Jesu sprechen, sollte dies überzeugender begründet werden, als Schwenke es tut.

Pfarrer Peter Gergel, Königstein

Zum doppelten Irrtum Jesu

In seinem Aufsatz „Irrte Jesus im Hinblick auf die Naherwartung des von ihm verkündigten Gottesreiches?“ (Freies Christentum 3/2014, S. 61-78) stellt Heiner Schwenke fest, Jesus habe sich in einem zentralen Punkt seiner Verkündigung, im Reich Gottes, gleich in doppelter Hinsicht schwerwiegend geirrt. Jesus habe irrtümlich geglaubt, das Reich Gottes breche in allernächster Zeit an. Zu diesem ja auch von Albert Schweitzer herausgearbeiteten Irrtum Jesu gesellt sich ein zweiter: Jesus habe ein unsterbliches Leben und ein nie endendes Gottesreich auf unserer gegenwärtigen Erde erwartet, und zwar inspiriert von seinen „Jenseitserfahrungen“, die er in die irdische Sphäre übertragen habe.

Wenn sich Jesus gerade in einem zentralen Punkt seiner Verkündigung gleich doppelt geirrt hat, muss man sich allerdings fragen: Hat Jesus auch eine Botschaft, mit der er sich nicht geirrt hat? Nur wenn eine solche Botschaft noch wichtiger ist als jene, in der er sich geirrt hat, kann Jesus für uns von existenzieller Bedeutung sein.

Die Naherwartung teilte Jesus mit großen Teilen des Judentums seiner Zeit, insbesondere mit Johannes dem Täufer. Doch ist

die Frage, ob sie bei ihm ein entscheidendes Gewicht gehabt hat. Aus den Evangelien ist jedenfalls nicht zu entnehmen, dass Jesus das Ende der alten und den Anbruch einer neuen Welt in die Einzelheiten gehend ausgemalt hätte. Übrigens halte ich die Naherwartung Jesu an einem Punkt für höchst realistisch und keineswegs illusionär: Jeder von uns hat in Bälde sein eigenes Weltende vor sich, nämlich den eigenen Tod. Jesus soll einem der beiden Mitgekreuzigten gesagt haben: „Wahrlich ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradies sein“ (Lukas 21,43). So verstanden, beginnt für uns das vollendete Reich Gottes mit unserem eigenen Tod.

Ist Jesu Zukunftserwartung an eine „irdische Auferstehung“ gebunden, d.h., dass Gottes Reich auf der quasi intakten Erde aufgerichtet werden wird (wie sich das etwa die Zeugen Jehovas denken)? Wie soll sich Jesus das vorgestellt haben? Ein Nebeneinander von vergänglichen und von unsterblichen Menschen auf der Erde? Oder werden die vergänglichen erst alle vernichtet, damit die unsterblichen Erlösten Platz bekommen? Wie auch immer: Alle derartigen Vorstellungen sind überholt. Da hat Schwenke natürlich recht. Irgendwann wird das Ende der Geschichte und der irdischen Welt in kosmischen Zerstörungen oder schon längst vorher in menschlicher Selbsterstörung beginnen. Aber ist das dann alles gewesen? Ich meine, wir dürfen mit Jesus glauben, dass Gott das letzte Wort behalten wird und jenseits der Schwelle des irdischen Todes in einer anderen Dimension auf für uns unvorstellbare Weise das schon irdisch in Ansätzen anhebende Gottesreich vollenden wird.

Nach Schwenke hat Jesus seine irrigen Überzeugungen von „irdischer Auferstehung“ und künftigem auf der Erde bestehendem ewigem Reich Gottes vor allem aus

eigenen „Jenseitserfahrungen“ gewonnen, wie in der Taufe, in der Versuchung, im Satanssturz, in der Verklärung. In solchen Erfahrungen (ob man sie „Jenseitserfahrungen“ nennen will oder nicht) hat er aber in erster Linie sein messianisches Bewusstsein gefunden, seine Überzeugung, Gottes ultimativer Bote zu sein: „Wenn ich durch Gottes Finger die bösen Geister austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen“ (Lukas 11,20).

Die Absicht Jesu hat nach Schwenke Albert Schweitzer nicht getroffen, wenn er die apokalyptische Naherwartung Jesu auf das von uns wenigstens ansatzweise zu verwirklichende Reich Gottes hin umdeutet oder aktualisiert. Doch passt gerade diese Umdeutung Schweitzers zur ganzen ethischen Verkündigung Jesu. Schwenke selbst sieht ja Jesu Bedeutung in seiner glaubwürdigen Lebensweise, in der bei Jesus gegebenen Übereinstimmung von Lehre und Leben. Er nimmt „Jesu Tatkraft und Weg als Vorbild“, hebt seine „ausgedehnte Heiltätigkeit“ hervor und seinen Versuch, „das Glück anderer durch aktive Leidensminderung und Lastenübernahme herbeizuführen“. Allerdings ist Jesu ethische Verkündigung nicht rein ethisch, sondern in seinem Gottesglauben verankert und von diesem nicht zu lösen.

Der Artikel von Schwenke fördert das Nachdenken darüber, welche Rolle die Erfahrung in der Religion spielt, auch (aber nicht nur!) Erfahrungen nach Art von Träumen, Nahtoderlebnissen, „Jenseitserfahrungen“, Trancezuständen, Visionen und Auditionen. Zu Erfahrungen des Unbedingten, des Ganzen, kommt es grundlegend aber auch durch „das Wort“, durch eine überlieferte und eine uns erreichende Botschaft, die in uns eine Resonanz auslöst.

Dr. Andreas Rössler, Stuttgart

TERMINE

Jahrestagung 2014

Die nächste *Jahrestagung* des *Bundes für Freies Christentum* mit dem Thema „Liberale Frömmigkeit? Spiritualität in der säkularen und multireligiösen Gesellschaft“ findet vom 26. bis 28. September 2014 in Kooperation mit der Evangelischen Akademie der Pfalz statt. *Nähere Informationen entnehmen Sie bitte dem dieser Ausgabe beigegeführten Flyer.*

Regionaltreffen

Die Termine für die beiden nächsten *Regionaltreffen* des *Bundes für Freies Christentum*, jeweils samstags von 15 bis 18 Uhr in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, sind:

- 12. Juli 2014: Dr. Lucius Kratzert spricht über: „Ausweitung der Kampfzone – Karl Barth und die Liberale Theologie in der Schweiz. Ein Kirchenkampf?“
- 8. November 2014: Jörg-Dieter Reuß spricht über: „Wie wahr ist die Weihnachtsgeschichte?“

IARF-Weltkongress

Vom 24.-27. August 2014 hält die *International Association for Religious Freedom* (IARF) ihren 24. Weltkongress in Birmingham, England, unter dem Thema *Challenges for Religious Freedom in the digital age* ab. Aufgrund der räumlichen Nähe des Kongressortes wäre es wünschenswert, wenn auch Mitglieder des *Bundes für Freies Christentum*, der der IARF als korporatives Mitglied angehört, teilnehmen könnten.

Einladung zur Mitgliederversammlung des Bundes

Gemäß § 6 unserer Satzung lade ich die Mitglieder des *Bundes für Freies Christentum* hiermit zur Mitgliederversammlung ein, die im Rahmen der Jahrestagung 2014 (Thema: „Liberale Frömmigkeit?“) am Samstag, 27. September 2014, um 19:30 Uhr in der Evangelischen Bildungsstätte Ebernbürg, 55583 Bad Münster am Stein-Ebernbürg, stattfindet.

Tagesordnung:

1. Bericht der Geschäftsführung
2. Kassenbericht und Entlastung
3. Veröffentlichungen
4. Jahrestagungen
 - 9.-11. Oktober 2015: „Der neue Atheismus als Herausforderung für ein undogmatisches Christentum“ im Evangelischen Studienwerk in Villigst
 - Themenvorschläge für weitere Jahrestagungen
5. Verschiedenes

Sollten Mitglieder den Wunsch haben, weitere Punkte auf die Tagesordnung zu bringen, bitte ich um vorherige Absprache.

Karin Klingbeil
Geschäftsführende Vorsitzende
Stuttgart, 15. Juni 2014

PVSt DPAG Entgelt bezahlt

E 3027

Versandstelle *Freies Christentum*:
Geschäftsstelle des
Bundes für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis: jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag: für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro.
Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum: Kreissparkasse Esslingen, Konto-Nr. 56 037 137, BLZ 611 500 20 (IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37. - BIC: ESSLDE66XXX).

Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619 (E-Mail-Anschrift vorne).

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Kurt Bangert, Anschrift siehe 2. Umschlagseite (innen).

ISSN 0931-3834